

Anja Kampmann
Antrittsrede am 30.8.2019

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

es ist wunderbar vor Ihnen zu stehen, und diesen Preis zu bekommen, für Gedichte und Geschichten die ich geschrieben habe, über Jahre. Am Anfang, als ich begann, schien es unwahrscheinlich, dass all diese Bilder und Gedanken für Sie alle, die Sie hier sitzen, eine Bedeutung haben könnten.

Es ist etwas sehr Seltsames und Schönes, dass wir hier auf diese Weise zusammenkommen. Sie, weil ich Bücher geschrieben habe, weil es Äppelwoi gibt und ein Fest, und ich, weil ich hoffentlich etwas mitzubringen habe. Denn alle, die vor mir hier standen, hatten etwas gemeinsam, glaube ich - einen Bezug, ein inneres und lebendiges Verhältnis zu den Erzählungen und Geschichten, die zuvor geschrieben wurden, zur Poesie des geschriebenen Worts.

Letztlich, glaube ich, müssen es Geschichten sein, für die wir in den Zug gestiegen sind, für die wir uns hier versammelt haben, an diesem Abend im beginnenden 21. Jahrhundert suchen wir nicht zuletzt die Geschichte von uns selbst. Später wird man vielleicht einmal denken, dass der Durst zu dieser Zeit noch groß war, dass Literatur eine Bedeutung hatte, und sich fragen, was war das, was uns hier verband? Später wird man vielleicht einmal sagen; nur das Wesentliche bleibt auf dem sinkenden Schiff.

Ich bin hier, um Ihnen für den Preis zu danken, für diese große Anerkennung. Ich bin hier, weil ich vorhabe zurückzukehren, in dieses Innere Exil, aus dem heraus man schreibt, auf dem Schreibtisch eine große Lupe, in der unsere Zeit und die Geschichte, auf die unsere Zeit aufbaut, wie in einem Brennglas erhitzt werden und zusammenkommen. Ich glaube an die Kraft von Literatur, daran, dass die Sprache der Poesie uns an etwas erinnert, was wir im Alltag und dem freiwilligen Zwang zur Selbstoptimierung immer mehr vermissen; dass da ein Widerstand fühlbar wird, eine andere Perspektive und Sicht auf die Dinge, die uns umgeben. Dies hier ist eine Rede und ich finde, man redet viel zu wenig darüber, dass Geschichten und Gedichte abseits von allen Feuilletons eine echte Bedeutung für diejenigen haben, die sie lesen.

Alle, die vor mir in diesem Festzelt standen, wussten das, Schreiben und Geschichten-Erzählen ist immer auch ein Gespräch, nicht nur mit der Welt, die wir durch dieses Brennglas zwingen, sondern auch mit den großen Erzählern voriger Generationen. Ich glaube, dass Schreiben immer auch eine Verbeugung ist vor den Stimmen, die uns geprägt haben, und Bücher, das sind nicht einfach gebundene Seiten, die man verscherbeln kann, das sind Stimmen, und die größten davon sind radikal, wahrhaftig, launisch, sie kriegen uns, hauen uns um, obwohl wir so gut gelernt haben, das nicht mehr zuzulassen.

Es gibt also dieses Zelt im beginnenden 21. Jhdt., einer Zeit von der man später einmal viel lesen wird, ohne ein richtiges Bild zu gewinnen- über alles wird irgendetwas gesagt, und statt nur eines Fotos auf einem Grabstein (wie auf polnischen Friedhöfen) gibt es eine Überfülle von Fotos, die in der Einsamkeit der Schminkkabinen geschossen wurden, im Gespräch nur mit dem Bild, das man von sich erschaffen wollte, an das man glauben wollte.

Dieses Zelt, so wird man einmal den Eindruck haben, war in Wahrheit etwas wie ein fliegender Teppich. Es ist eine seltsame Gemeinschaft von Menschen, die noch daran glauben, dass man die Welt auch ganz anders sehen kann, dass diese Welt, wenn sie sich einmal in Sprache verwandelt, nach Gras riechen kann und nassen Steinen im ersten Grau des Morgens.

Die Zeltinsassen fragen sich, was es damit auf sich hat, *wer* dieses erste Grau am Morgen sieht, und warum ausgerechnet in so einer kargen Landschaft- Nein, Halt, in der Ferne schimmern Straßen, schimmert das leichte Orange einer fernen Stadt- in dicke Wollsachen gehüllt lehnen zwei Figuren an Steinen, und die Berger Zeltinsassen würden gerne wissen, was die beiden zueinander gebracht hat, dort draußen, eine Art Schicksalsgemeinschaft, sie sind beide recht schmutzig, müde, aber wovon?

Das Land, von dem ich Ihnen jetzt erzähle, ist das begehrenswertesten Gelände weit und breit, besser als Baugrund in der Innenstadt von Frankfurt, besser als jeder Palast mit langweiligen goldenen Lampen.

Diese Welt, und dieser erste kalte Regen, der sich über den Hügeln andeutet, der Wind, der mit diesem kalten, mineralischen Geruch über das Land streicht, und ihnen in die Kleidung kriecht, am Himmel ein zwei Vögel, und immernoch haben sie nichts gesagt, ist es still, einigermaßen, vielleicht ist es nur die Kälte, das Liegen, oder vielleicht können sie, solange sie noch nicht gesprochen

haben, noch glauben, dass der Tag, dass diese lange Einfahrt für Enttäuschungen, für Träume, die gleich wieder nichts sind, noch nicht begonnen hat.

Diese beiden: einmal waren sie ein altes Ehepaar auf der Suche nach einem Drachen. Einmal hielten sie lange Dialoge unter einem Baum, der seine Blätter verlor, was andere absurd nannten. Einmal waren sie ein alter Mann und ein Kind, die ausgerissen waren, einen Raritätenladen hinter sich gelassen hatten, und auf ihrer Flucht allerlei Gaunern begegneten. Einmal waren sie zwei Brüder, deren Eltern man erschossen hatte. Einmal waren sie Wissenschaftler mit schweren Holzkisten. Manchmal war die Figur in dem weiten Mantel kein Mann, sondern tat nur so, musste so tun.

Nie waren alle diese Helden etwas ohne die Sprache, die sie trug, erst die Sprache rückte uns in ihre Nähe, ihre Zweifel, ihre Träume ließen sie interessant werden, sie gingen uns unter die Haut: wir freuten uns, wenn sie etwas aßen, oder warteten vergeblich mit ihnen, oder schauten ihnen über die Schultern, wenn sie Liebesbriefe schrieben.

Das öde Land von dem ich spreche ist in Wirklichkeit nicht öde, und für heute bleiben wir hier: In dieser ausgeräumten Gegend, durch die schon Beckett und Ishiguro, Mc Carthy und Dickens, Marquez und Koeppen ihre Figuren wandern ließen. Dies ist schließlich der Ort, für den ich hier bin. Der Ort, an dem es nicht um mich geht, in erster Linie, obwohl es sehr freundlich ist, dass Sie mich eingeladen haben.

Wie Ihnen vielleicht schon aufgefallen ist, habe ich in meinen Büchern nie allzu viel von mir gesprochen. Deshalb wollte ich mit Ihnen an den Ort gehen, wo ein Anfang sein kann. Von hier aus, denke ich manchmal, kann man gut auf unsere Welt blicken, aus dem Abstand der nicht zuerst Ich sagen muss, aus dem Abstand, der es erlaubt, zu hinterfragen, zu recherchieren. Vielleicht ist dies das Rätselhafteste? Dass Literatur uns so weit weg an einen anderen Ort führt, bis wir doch wieder uns darin erkennen?

Ich glaube, wir können nicht genug lesen, und ich glaube wir können uns nicht oft genug sagen, dass uns die Dialoge von Figuren, die uns in stundenlangen Serien über den Weg laufen, oft gar nicht interessieren. Dass die Konflikte Scheinkonflikte sind, und eine willkommene Ablenkung, denn bei jedem Drogenkrieg und jedem Militäreinsatz steht scheinbar mehr auf dem Spiel, als

wir je erwarten können zu setzen- aber unser Einsatz, unser Leben, gewinnt oder verliert wesentlich dadurch Gewicht, *wie* wir es betrachten, welche Bedeutung wir den Dingen geben.

Die Geschichte der Literatur ist in meinen Augen auch die Geschichte der Wertschätzungen, der Bedeutungsverschiebungen. Man erinnert die blutspuckenden Mütter bei Dostojewski, man erinnert Kafkas Kübelreiter, man erinnert die Röntgenbilder auf dem Zauberberg, die Kehlköpfe der jungen Männer in "Katz und Maus". Die Welt der wir täglich begegnen ist, trotz aller Nachrichten, im wesentlichen unerzählt.

Ich habe in meinem letzten Buch über Ölbohrarbeiter geschrieben, die auf der ganzen Welt unterwegs sind, und ich wurde im letzten Jahr häufig gefragt, warum ich über *diese Welt* schreibe. Mit *dieser Welt* meinten die Leute die mich fragten, ohne Zweifel die Welt, von der in dem Buch die Rede ist: *offshore drilling, oil, gas, roughnecks, casinos, hotels, bars, taxis, salz, metall, Wind, schlagende Wetter*

Meinten diese Leute, die mich fragten, die Elementeküche, aus der Welt aus der ich erzählte? Wohl kaum. Arbeitsabläufe, Flugreisen, Arbeitsgeräte, Sicherheit, Helikopter. Was genau, frage ich mich, meinte man, wenn man mich nach "dieser Welt" fragte? Denn worüber ich schrieb, das war nicht die Elementeküche.

In seinem Theaterstück "Die Schwärmer" hat Robert Musil einmal einen Satz formuliert, den ich mit vielleicht siebzehn nachts vor dem Fernseher aufschnappte, den ich mir, zusammen mit anderen aufschrieb. Es war ein sehr kleiner, aber aufregender Satz. Er lautete: Man ist immer mehr als man tut. Es war wie ein Hinweis, auf etwas, das sich nicht ohne weiteres fassen ließ. Es war ein Ausschnitt aus einer Wanderkarte, die man nicht recht zuordnen kann, nur der Hinweis auf ein Gebiet--und zwar eines, das nicht anderswo zu suchen war, das uns anscheinend immer begleitet, ob wir davon wissen, oder nicht-- letztlich scheint dieser Satz, etwas in den Blick zu nehmen, mitten im Alltäglichen- etwas, was uns ausmacht.

Aber was ist das für ein Gebiet, das unter allen Plänen und Vorhaben liegt, die wir äußern? Es hat viele Namen bekommen- Und es ist einfach, darüber hinwegzugehen. Die Aufmerksamkeit reicht oft nicht aus. Und ist es - überhaupt- nötig?

Da ich jetzt etwas mehr Zeit habe, mich zu äußern, würde ich gerne die Vermutung in dieses Zelt stellen, dass dieses mehr-als-wir-tun die Welt meint, über die ich schreibe. Die Welt, über die zu erzählen lohnt. Es ist wie eine Erinnerung an das, was eigentlich los ist. Als gäbe es Zustände und Intensitäten, für die sonst keine Zeit bleibt.

Vielleicht sind wir zu müde. Vielleicht zu vollgestopft.

Aber warum in Sprache? Warum das alte Pferd satteln, mit seinen Melodien, Rhythmen, wieso das Nacheinander der Zeichen, über deren Unzuverlässigkeit so viel spekuliert wurde?

Ich kann Ihnen wahrscheinlich gar nicht sagen, wieviel mir ein gutes Gedicht bedeutet, ein paar Verse, in denen ganze Leben gespiegelt werden, die Wahrnehmung so deutlich, frisch, als sähe man alles zum ersten Mal. Ich kann Ihnen wahrscheinlich auch nicht sagen, dass ein bestimmter Rhythmus und Klang der Sprache für mich *in sich* schon erzählend ist. Ich glaube an dieser Stelle kann ich nur antworten; womit denn sonst? Welch anderes Mittel hat so eine Wucht, und wirft uns zugleich so sehr in die Welt und aus der Bahn?

Am Abend gehe ich durch eine Straße und ein Fenster steht offen. Stimmen, Geklapper, und eine Mutter sagt ihren Kindern wie sie den Tisch decken sollen. Leg das dahin. Ein anderes Kind singt. Und ich bin schon vorbeigegangen. Vielleicht gehört auch das zu diesem Rest. Dass man eine Gabel hinlegt, und für einen Moment glücklich war. Ein anderes Mal drückt man Zahnpasta auf eine Bürste und merkt, dass all das nicht mehr ist, nie mehr sein wird.

Der große Rest, der für uns Literaten bleibt, neben den Handlungen, der Untertext von allem was wir tun, ist ein Bereich ständiger Verluste, ein Bereich immer neuer Erfahrungen, die alles andere in Bewegung bringen. Und um all das zu erzählen bleibt nichts als unsere Welt. Es sind unsere Erfahrungen, unsere Fragen. Und letztlich ist es das, was Literatur tut, oder? Es geht um eine Art zu Fragen, die jeder gewohnten Art, die Dinge zu betrachten widerspricht. Eine Grundfrage, die mich beim Schreiben begleitete, war eine Unterscheidung, die ich zuerst bei Hannah Arendt fand: der Unterschied der Freiheit *von* etwas und der Freiheit *zu* etwas. Kann man sich aussuchen, wovon man frei ist? Holt es einen ein? Und die Unabhängigkeit, wozu nutzt man sie? Was fangen wir also an, mit dieser Freiheit *zu*?

Der Soziologe Zygmunt Baumann war wenig optimistisch: In Zeiten zunehmender Unsicherheit vor der Zukunft, sagte er, drängt es die Leute in alte Muster zurück. Statt den offenen Raum zu gestalten, zieht man sich zurück in seine "Retrotopie", zurück in ein bekanntes Gebiet, das für frühere Generationen funktionierte. Nur ist die Zeit kein Gebiet und die wesentliche Gefahr besteht darin, dass man sich einfach verschließt, aus Angst, Unsicherheit. Man steht den neuen Möglichkeiten mutlos gegenüber, Nationalismen werden wieder stark, wie wir auch im Moment sehen.

Literatur jedoch muss sich weit hinaus wagen. Muss andere Wege finden, diese Gegenwart in Sprache zu verdichten und durch das Brennglas zu zwingen, letztlich ist das vielleicht das einzige Versprechen von Freiheit, das wir geben können; dass die Dinge nicht nur so sind wie sie zunächst scheinen, dass kleine, zwischenmenschliche Dinge von Bedeutung sind, no matter what- egal was die anderen sagen.

Der Leser, und auch Sie auf diesem fliegenden Festzeltteppich, muss dafür aber wieder Anfänger werden, Anfänger in Ihren eigenen Verhältnissen, wie Rilke schrieb, muss ein Stück zurücktreten von dieser scheinbar allzu bekannten Welt.

Zurücktreten hinter die Welt muss auch die Autorin. Im letzten Jahr machte man sich mit diversen Lupen, Handtaschenlampen und Klappspaten auf die Suche nach biografischen Bezügen oder einem eventuell real existierenden Vorbild für Waclaw, meinen lieben Helden, der nun beileibe nichts von mir wusste- hätte man an das Fenster seines Pickups geklopft, mit einem Fahndungsplakat in der Hand, auf dem mein Kopf abgedruckt wäre- (solche Fahndungsplakate hängen übrigens auch in Bergen Enkheim aus) wie hätte er wohl reagiert? Wahrscheinlich hätte er nach kurzem Zögern den Kopf geschüttelt, und die Scheibe wieder hochgekurbelt. Weiter geradeaus geblickt, in dieses Diesseits der Landstraße, das ihn nicht meinte.

Immerhin, dass man begonnen hatte, nach Waclaw zu suchen, empfand ich als schön, es schien einen Verbindungspunkt zu geben, von Fiktion und der Welt da draußen--.

Ich war jedoch davon ausgegangen, dass die Autorin für eine Geschichte nur insofern interessant ist, als sie ihr dient; ein stiller Dienst. Erst dann können Sprache, Klang und Figuren zu etwas eigenem werden-

Die beiden, deren Namen wir noch nicht kennen, sind aufgestanden, sie klopfen sich die Jeansbeine aus, und aus einem Versteck bei den Felsen, hinter einem kleinen begrastem Vorsprung, holt der größere der beiden eine Dose, die schon länger dort zu lagern scheint, das Etikett ist durchweicht, er reibt gedankenverloren mit dem Daumen daran herum, während das ausgelutschte Feuerzeug des anderen nur Funken schlägt, die Äste setzt er nur langsam in Brand. Der Ältere von beiden denkt an seine Schwester, die nicht mehr ist, daran, dass der Hunger einmal etwas Schönes war, als man wusste, am Abend geht es zurück, wird aufgetischt, kalter Braten, Gurken, ein Glas Milch. So, wie Regen nicht schlimm ist, wenn man weiss, am Abend gibt es ein trockenes Bett.

Vielleicht ist aber auch das einzige, was diese beiden für uns tun können, uns zu erinnern, dass wir immer am Rand stehen. Nicht weit davon, nicht so weit, wie wir meinen. Hier, wohin wir uns begeben haben, heute Abend, weht ein etwas kühler Wind, und das ist gut so. Es kann ruhig etwas kalt werden. Es kann ruhig so ein, dass ihnen der Wind die Gläser vom Tisch fegt, und da ist nur ein altes abgeriebenes Holz, nichts weiter.

Dieses Haus in Bergen Enkheim zum Beispiel steht an einem Hang, der, nach den Berechnungen von Uwe Timm, in ca. 4753 Jahren das Haus vernichten wird. Das finde ich einen sehr passenden Ort für eine Stadtschreiberei. (Ich denke, vielleicht wird der Hang auch etwas schneller sein.)

Weil wir gewissermaßen immer am Hang stehen. An jenem Abgrund, der nicht immer unten ist, wie Thomas Bernhard einmal sagte. Immer weht die kalte Luft herauf, die aus der Tiefe kommt. Und immer gibt es diesen ganzen unsinnigen Quatsch, den sich die Menschen ausdenken, um es einander und dem Planeten schwer zu machen; Rußfilter für Stahlwerke, die von korrupten Politikern verkauft werden, brennende Regenwälder, Wasserkraftwerke im Balkanraum, die ganze Flüsse in Wüsten verwandeln, die erneute Aufrüstung, Konflikte an der Straße von Hormus (die übrigens auch oft in dem Buch vorkommt) die Wahl in Leipzig morgen, in Sachsen, wo ich wohne, all die Gespräche zwischen Ost und West, die so lange nicht geführt wurden, die dummen populistischen Reden, Bauernfänger.

Es ist manchmal schwer, der Welt von der ich erzähle mit Liebe zu begegnen.

Die Zugewandtheit muss aber sein, das Schöne, denke ich, muss immer aufscheinen dürfen, wo es doch schwer genug ist, es im Alltag in der Wahrnehmung zu behalten. Alle Fratzen müssen sein, die die Welt schneidet.

Die Abgründe, der Geruch nach Kloake und Pisse und die Verlassenheit eines Kindes, das in einer Wohnung eingesperrt ist, in die hinein ein paar Neonlichter flackern, Schatten in den hohen Vorhängen.

All dies muss sein. Es muss sein, dass junge Frauen gute Bücher schreiben (und nicht nur darüber, wie sich das möglicherweise anfühlt). Es muss sein, dass die Welt von der erzählt wird viel wichtiger ist, als alles was die Autorin weiß oder meint.

Es muss sein, dass ein ganzes Zelt davonfliegt- dass man sich erinnert, dass der furchteinflößende Raum, der die Zukunft sein kann, gestaltet werden muss, dass die Freiheit, von der immer alle sprechen, sich nicht erschöpft im Erwerb von grünen Smoothies, Detox, Wertanlagen oder Reisekaugummis- Es muss sein, dass wir die richtigen Fragen stellen- die Literatur ist in gewisser Weise etwas, was die Türen aufdrückt, bevor die Angst sie verschließt.

Es kostet uns im Grunde nichts, ein Gedicht zu lesen, in dem Hunde mit gerissenem Trommelfell durch eine zerbombte Stadt stromern. Es erzählt uns aber womöglich etwas über einen Ort, an dem man nicht mehr sein kann. Immernoch zucken durch Europa die Schatten der letzten Kriege, ich erlebe das deutlich, wenn ich im Ausland bin, oder unter Gleichaltrigen aus verschiedenen Ländern, als einzige Deutsche. Noch immer ist es da.

"Es existiert keine Stille in der Welt. / Die Mönche haben sie erfunden, / um jeden Tag die Pferde zu hören / und das Herabfallen der Federn."
schreibt der mazedonische Dichter Nikola Madzirov. Vielleicht haben aber auch die Literaten die Stille erfunden, damit wir uns der Welt nähern können, den Dingen wieder eine Bedeutung geben.

Nicht das Nacheinander von Ereignissen, sondern dieses mehr-als-wir-tun, das, wovor wir Angst haben und wovon wir träumen, woran wir uns erinnern, Dinge, die verschwunden sind und einmal eine Bedeutung hatten, finden im Erzählen ihren Platz.

Ich glaube, es ist unsere Aufgabe, Ihnen viel zuzumuten.

Und unsere beiden Helden-
Vor den Augen von einem Zelt im beginnenden 21. Jhd't werfen sie zwei Steine in die Glut. Es ist ihre Art, Dank zu sagen, dafür, dass es eine Aufmerksamkeit gibt, für diesen Raum, den sie durchwandern. Einer von ihnen hat wieder ein Geräusch gehört, er sieht sich um, blickt in die Richtung, in die er gehen wird,

die Fläche ist trocken und groß, das Licht noch etwas verworren in den Farben des frühen Morgens.

Es sind nur zwei Steine, Klack Klack, die sie ins Feuer werfen, als Dank, und als Auftakt, für meine Zeit in Bergen Enkheim, nahe am Abgrund, und mit Blick auf die große Fläche der Geschichten, die vor uns liegen.

Dankeschön.